

Die Utopien lassen frösteln

Ein Gespräch mit Gerd Koenen über die Sowjetunion, die RAF, Deutschland und die Fremdkörper. Von Philipp Sarasin
(Fremdkörper. Oesterreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, H. 3/2005)

Philip Sarasin: Sie haben in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren in Tübingen und Frankfurt Geschichte und Politikwissenschaften studiert, und Sie haben im Jahr 2002 noch eine, wenn ich so sagen darf, nachholende Dissertation geschrieben. Bekannt geworden sind Sie jedoch mit Ihren Büchern über die Sowjetunion, über die deutsche Kulturrevolution 1967-1977 und über die RAF. Sie sind dabei außerhalb der akademischen Historiker-Zunft geblieben und haben einen sehr speziellen Werdegang. Können Sie die wichtigsten Weichenstellungen und Etappen Ihres Weges beschreiben?

Gerd Koenen: Nun ja, ich kann mir natürlich zu den individuellen Motiven, die diesem eigentümlichen Werdegang zugrunde lagen, so meine Gedanken machen. Ich habe an einer Stelle in meinem Buch über „Das rote Jahrzehnt“, das auch ein Stück Autobiographie ist, von einer „Flucht aus der fürsorglichen Belagerung“ gesprochen. Ich kann wirklich nicht behaupten, dass mir – wie dieser Generation der „großen Verweigerer“ von 1968 überhaupt – die Wege nicht gebahnt gewesen wären, ganz im Gegenteil. Auch in den Zeiten meines politischen Aktivismus habe ich mich nie über einen Mangel an wohlwollender Förderung beklagen können, weder familiär noch universitär.

Durch Iring Fetscher zum Beispiel, Ihren ersten Doktorvater...

Ja, zum Beispiel durch Iring Fetscher in Frankfurt. Vorher war ich in Tübingen im Umkreis des Osteuropahistorikers Dietrich Geyer, der sich selbst mit Fragen der historischen Wirkung Lenins beschäftigt hatte. Das heißt, selbst wenn man schon ganz und gar auf eine marxistische oder leninistische Geschichtsauffassung geeicht war wie ich seit 1968, war es noch einmal ein ganz eigener Schritt, das alles mit großer Geste auszuschlagen und sich auf einen Weg der Selbstproletarisierung und „splendid isolation“ zu begeben. Natürlich stecken immer auch persönliche Motive mit dahinter, wie bei mir eine Scheu, sich in ein festes Institutionengefüge und in die Niederungen eines normalen Alltags hineinzubegeben. Aber es erschien mir auch tatsächlich absurd, mich einer Gesellschaftskritik anzuschließen, der zufolge, wie soll ich sagen, das Untere

nach oben gekehrt werden und das Proletariat auf die Höhe der Gesellschaft gehoben werden sollte – und ich selbst säße zuhause und doktorierte vor mich hin. Da musste man dann schon als moderner Narodnik „ins Volk gehen“, wenn man sich selbst ernst nahm. Insofern hatte meine „berufsrevolutionäre“ Karriere der siebziger Jahre schon eine innere Konsequenz, die mich von der Betriebsarbeit in einem Druckereibetrieb allerdings recht bald in eine Funktionärstätigkeit als angestellter Redakteur unseres Zentralorgans führte.

Als sich Anfang der 80er Jahre mit dem Zusammenhang der Gruppe (in meinem Fall war das der Kommunistische Bund Westdeutschland, KBW) auch der Bann löste, schien es mir abermals absurd, einfach dort weiter zu machen, wo ich sechs oder acht Jahre zuvor aufgehört hatte. Außerdem hatte ich mir in aller Form auch ein Berufsverbot für den Staatsdienst „erworben“. Ich habe mich also in die freie Wildbahn der Publizistik begeben, aber aus irgend einer neurotischen oder habituellen Scheu heraus weder eine reguläre journalistische Karriere noch eine der späten akademischen Karrieren angestrebt, wie sie etliche Leute, mit denen ich zusammengearbeitet habe oder die eine ähnliche Biographie hatten, ja durchaus noch machten. Aber ich hadere heute damit nicht, weil ich es mir um den Preis einiger sozialer und existenzieller Härten jedenfalls habe leisten können, mich den Dingen zu widmen, die mich wirklich interessieren. Das ist bekanntlich der wahre Luxus.

Sie haben zumindest in Ihren letzten drei Büchern – Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus? (1998), Das Rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1976-1977 (2001), und Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus (2003) – sehr dezidiert als Historiker gearbeitet, nicht mehr journalistisch. Gab es da nicht einen Übergang?

Als ich Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre für das Frankfurter Stadtmagazin „PflasterStrand“ und für den Hessischen Rundfunk journalistisch gearbeitet habe, konnte ich es ruinöser Weise nicht lassen, daneben Bücher zu historischen Themen zu schreiben, wie zum Beispiel die „Großen Gesänge“, eine prall mit Beispielen gefüllte Geschichte des sozialistischen Personenkults. Dann bekam ich von Lew Kopelew das Angebot, einen Band für sein Projekt der „West-östlichen Spiegelungen“ zu machen über das Thema „Deutschland und die russische Revolution“. Daraus entstand eine mehrjährige berufliche und persönliche Verbindung, die mich immer tiefer in die Historie hineingezogen hat.

Die Bücher, die Sie genannt haben, sind aber alle zunächst aus journalistischen Beiträgen entstanden. Eine Zeitlang bekam ich zu jedem größeren Artikel ein Buchangebot. Gunnar

Schmidt schlug mir 1997 namens Alexander Fests vor, für seinen frisch gegründeten Verlag zum „Schwarzbuch des Kommunismus“ einen kritischen Essay oder historischen Abriss zu verfassen. Und Helge Malchow von Kiepenheuer & Witsch nahm kurz darauf eine Bemerkung von mir in einem FAZ-Beitrag zur Festnahme Pol Pots auf, über dieses noch ungeschriebene, apokryphe Kapitel einer Generationengeschichte (gemeint war die Geschichte der „K-Gruppen“ der siebziger Jahre) ein Buch zu machen. Das habe ich dann alles auch nacheinander gemacht. Und jetzt kann ich schon gar nicht mehr anders, als auf diesem schmalen Grat weiterzumarschieren, hin und hergerissen zwischen fachlichen Ansprüchen, die ich mir selber stelle, und einer freien Art des Schreibens, die ich im akademischen Bereich allerdings auch nur selten finde.

Sie haben sich schon in Tübingen 1968 mit der Geschichte Osteuropas beschäftigt. Gemessen daran, dass das Buch Utopie der Säuberung 1998 heraus kam, war das lange her. Wie und warum wurden Sie gerade Osteuropa-Historiker?

Aus irgendeinem Grunde hatte es mich sehr früh in die östlichen Gefilde gezogen – nicht ganz zufällig vielleicht, denn diese *killung fields* des Ostens als die eigentlichen Stätten der deutschen Weltkriegsverbrechen hatten mich in der Phantasie schon lange beschäftigt. Dazu kam ein biographischer Umstand: Ich lernte bei einem Studentenseminar in Bratislava im März/April 1968 eine Budapester Studentin kennen, die sich dort im Umfeld einer halbkonspirativen maoistischen Gruppe bewegte (György Dalos hat das in seinem schönen Büchlein „Kurzer Lehrgang, langer Marsch“ vor Jahren beschrieben). Mit der konnten wir als Mitglieder des SDS und Neue Linke gemeinsam über den sowjetischen „Revisionismus“ herziehen, aber auch schon über den „Reformismus“ des Prager Frühlings lästern, was der vermeintlichen Rückkehr zu den Quellen des Marxismus und Leninismus eine besondere libidinöse und lebensgeschichtliche Bindungskraft verlieh. Allerdings habe ich mich mit Osteuropa und den Verflechtungen mit der deutschen Geschichte, wie schon gesagt, auch im Rahmen meines Studiums beschäftigt, das ich 1972 allerdings, dem Geist der Zeit folgend, mit einer Arbeit über „Preußen-Deutschland und die Marxsche Theorie der bürgerlichen Revolution“ bei Fetscher abgeschlossen habe.

Alle diese abgerissenen Fäden habe ich dann wieder aufgenommen, als Anfang der 80er Jahre die ideologischen Konstruktionen sich auflösten, auf die ich meine imaginäre Existenz als Berufsrevolutionär gebaut hatte. Ich habe also versucht, die Theoreme und Ideologeme des Marxismus und Leninismus, an denen wir uns mehr als ein Jahrzehnt lang mit heiligem Ernst abgearbei-

tet hatten, wieder in ein Verständnis der realgeschichtlichen Prozesse rückzuübersetzen, aus denen sich die östlich-sozialistischen Staatsbildungen gespeist hatten.

Wichtig wurde für mich und für die Gruppe, in deren Zentralorgan ich vier Jahre lang als Redakteur für Internationales gearbeitet habe, 1980/81 besonders die Entwicklung in Polen. Als Ex-Maoisten interessierten uns die realen Oppositionen im realen Sozialismus von jeher ganz besonders. Wir sagten uns, oder besonders ich sagte es meinen Genossen: Wenn das dort keine Arbeiterbewegung ist, was ist dann eine Arbeiterbewegung?! Gut, die Streikenden der Danziger Lenin-Werft kommen mit der Schwarzen Madonna am Blaumann daher, aber letztlich – gerade für uns als Leute, die ihren Marx gelesen haben – muss es doch wichtiger sein, was sie *tun* und was sie *sind*, als in welcher Form sie sich und ihre Forderungen ausdrücken. Ich versuchte daher, mehr von der wirklichen Geschichte dieser Länder zu erfassen. Das habe ich dann mit einer gewissen Hartnäckigkeit getan, auch in Form zweier Bücher über Polen und die SOLIDARNOŚĆ.

Über diese intensiven Befassungen mit Polen und seiner langen, tragischen Geschichte kam ich auch wieder auf Russland als den historischen Kern der Sowjetunion zurück, und auf die spezifische Beziehungsgeschichte zwischen Deutschland und Russland – wenn man so will auf den „Nexus“ der Geschichte beider Länder, jedoch immer auch aus der Perspektive Polens als dem unglücklichen Dritten zwischen diesen beiden Mühlsteinen. Mich hat dann zunehmend die weitergehende Frage interessiert, warum die größten und dramatischsten, eben „totalitären“ Verbrechen der ersten Jahrhunderthälfte sich gerade in Russland und in Deutschland abgespielt haben, und wie das eine mit dem andern zusammenhing. Das war dann auch eine der Fragen, die in dem 1986 entbrannten, recht unselig verlaufenen „Historikerstreit“ eine zentrale Rolle spielte.

Sprechen wir zuerst über Ihre, wie man so schön sagt, steile These von der „Säuberung“ als der zentralen Semantik für die Sowjetunion. Ist die Fremdkörper-Semantik unumgänglich auch schon für das Verständnis des Leninismus?

Vielleicht ist sie zentral für das Verständnis aller totalitären Bewegungen. Den Begriff des „Totalitären“ definiere ich im Wortsinne als den Zugriff, oder eher: die Ambition eines Zugriffs, auf das Totum der Gesellschaft, auf alle Bereiche der Gesellschaft also, bis in die private Lebenssphäre der Individuen und bis in das Denken und die Gefühle der Menschen hinein, die man nicht nur zu kontrollieren, sondern positiv zu gestalten versucht. Dieses „Gestalten“ besteht wesentlich zunächst darin, alles aus der Textur einer gewachsenen Gesellschaft zu eliminieren, was als „schädlich“, „überflüssig“, „hemmend“ oder sonstwie „negativ“ definiert ist. Das ist auf einer

abstrakten Ebene das allgemeine Signum des Totalitären. (Von „Totalitarismus“ spreche ich weniger gerne, weil der Begriff etwas Starres, Systemisches suggeriert, wo es doch eher um eine in terroristischen Wellen vorgetragene und letztlich vergebliche Ambition „totalitärer“ Machtausübung geht.) Ich würde allerdings behaupten – und das ist für mich als einen Ex-Kommunisten ein besonders bedrückender Gedanke –, dass in Gesellschaften kommunistischen Typs dieser totalitäre Zugriff auf die Gesellschaft letztlich noch sehr viel weiter ging als in den Gesellschaften faschistischen Typs: eben als ein Versuch, das Gesamtgewebe, die Textur dieser Gesellschaft in einer radikalen Weise zu homogenisieren.

Darin steckt im Grunde freilich eine alte Universalie: Der fromme Wunsch: „Herr, erschlage alle meine Feinde“, dürfte so ziemlich der älteste sein, und das ist wohl auch der harte Kern aller Utopien gewesen. Auch in meiner Zeit als praktizierender Kommunist habe ich eigentlich nie das schöne, leuchtende Bild einer neuen Gesellschaft am Horizont vor mir gesehen. Wo immer man versucht hat, eine utopische Zukunft näher zu beschreiben, lässt sie einen sofort frösteln. Das Utopische resümiert sich letztlich doch immer in der fixen Vorstellung eines Zustands, in dem alle negativen Elemente der Gesellschaft ausgeschaltet sind – was im Kern nichts anderes bedeutet, als den Individuen und einer Gesellschaft den Stachel ihrer Unruhe zu ziehen und alle ihre vitalen Lebenstrieb zu beschneiden. In diesem Sinne ist Nordkorea vielleicht das historisch beklemmendste Bild eines real existierenden Utopismus.

Nehmen Sie diese Ikone aller sowjetischen Plakatkunst: Da steht der lächelnde Lenin mit einem großen Besen auf dem Erdball, alle Sorten von Feinden purzeln wie zappelnde Insekten ins Nichts, auf den berühmten Müllhaufen der Geschichte. Und darunter steht in einem etwas altertümlichen Russisch: Towarisch Lenin otschischaet semlju ot njetschisti. Also: Genosse Lenin reinigt die Welt von den „njetschisti“- das sind wörtlich „die Unreinen“, die Dämonen, die bösen Geister. Auch die vermeintlichen Klassenkategorien der Sowjetunion haben ja sehr schnell – nicht nur in der bolschewistischen Propaganda, auch in der archaischen volkstümlichen Phantasmagorie, die sich damit teilweise organisch verband – eine mythologische oder vielmehr: dämonologische Qualität angenommen, die nur sehr wenig mit realen soziologischen Kategorien zu tun hatte. Der „Burshui“, der „Weißgardist“, der „wurzellose Intelligenzler“, der „Schädling“, der „Kulak“, „Kulakensohn“ oder „Kulakenknecht“ ... – was waren das für „Klassenfeinde“? Es ging vielmehr um ein mythisch unwittertes, ungreifbares Böses, einen „inneren Feind“, der immer von neuem heraus „gesäubert“ werden musste, damit man endlich zu einem idealen und sta-

bilen Endzustand kam, der sich natürlich nie einstellte, und je mehr „gesäubert“ wurde, um so weniger.

Im Nationalsozialismus war dieses innergesellschaftliche Böse gerade durch die brutalen biologischen Rassenkategorien viel enger und insofern restriktiver gefasst. Das waren in erster Linie die Juden, und dann die „Lebensunwerten“; aber die waren eigentlich nicht einmal das Böse, sondern nur das Hinderliche, Überflüssige, vielleicht auch Schädliche. Das Böse aber repräsentierten exklusiv und im schrecklichsten Sinne „selektiv“ die Juden – während das Gros der „deutschen Volksgemeinschaft“ den vor „Verjudung“ zu schützenden, gesunden Rassenkern bildeten.

Das sowjetische Modell hingegen war nicht selektiv, sondern total intrusiv, denn jeder konnte das Böse in sich tragen (durch eine falsche Klassenherkunft, und wer hatte schon eine richtige Herkunft, aber ebenso auch durch Verrat, Opportunismus, kleinbürgerlichen Egoismus, mangelnde Wachsamkeit usw.). Selbst Du, der allertreueste Kommunist, konntest etwas falsch gemacht haben und musstest Dich selbst bezichtigen, und alle, die Du gekannt hattest, gleich mit. Es ist geschichtlich doch vollkommen einmalig, wie dieser Säuberungsfuror sich sogar im innersten Zentrum der Macht festsetzte und zu einer alles durchdringenden, kollektiven Paranoia auswuchs. Die Logik dieses Prozesses ist noch immer historisch nicht angemessen erklärt, geschweige die Frage, wie dieses System und wie die Menschen unter den Bedingungen des permanenten Massenterrors überhaupt funktionieren konnten. Ich denke, es muss ein sich dynamisch fortzeugender Prozess gewesen sein: Je näher man, sozusagen fahrplanmäßig, dem Sozialismus und Kommunismus kam, um so erbitterter wurde, wie Stalin 1936 auch explizit sagte, der Widerstand der „inneren Feinde“, die alles vermasselten, jener „verschwindenden Minderheit“ von 5 Prozent, die aber nie verschwand, sondern der wie einer Hydra offenbar immer neue Köpfe wuchsen. Und diese Feinde mussten sich dann logischer Weise – da man die Gesellschaft schon mehrfach durchgekämmt hatte – schließlich im Innern der Partei und der Machtapparate selbst verborgen halten. Das ist eine geschichtliche Dynamik, die wohl großteils nur noch in sozialpsychologischen Kategorien beschrieben werden kann. Aber wie gesagt: Im Grunde steckt in diesem totalitären Agieren ein archaischer, „erster“ Wunsch, der nun moderne Mittel zur Verfügung hatte, sich auszuleben.

In den letzten Jahren haben Sie sich intensiv und in Buchform mit der Geschichte der Neuen Linken beschäftigt, und zuletzt insbesondere mit der der RAF. Was im Roten Jahrzehnt ganz ex-

plizit und von der ersten Seite an Thema ist, ist die „Selbstaufklärung“ einer politischen Generation. Da wird schon ganz am Anfang die starke These einer narzisstischen Beziehung dieser deutschen Nachkriegsgeneration zu Auschwitz aufgestellt, die aus dieser Situation einen ganz speziellen psychischen pay-off gezogen habe. Auffallend daran ist: Das geschieht zu einem wesentlichen Teil in psychoanalytischen Kategorien. Wie kommt es, dass die Psychoanalyse als Denkraum in Ihrer Arbeit so präsent ist?

Diese Präsenz ist wie so vieles bei mir nicht systematischer, sondern eher intuitiver Natur. Ich habe die Psychoanalyse als Theorie jedenfalls nie systematisch studiert; ich bin ihr ursprünglich sogar eher fern gewesen und auch (leider) selber ganz „unanalysiert“. Aber da meine Frau Psychoanalytikerin ist, sprechen wir halt über viele Dinge des Weltgeschehens am Frühstückstisch in bestimmten Kategorien. Und in der Nachreflexion – nicht nur der Geschichte meiner Generation, auch der Geschichte der totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts – hat sich mir immer das sozial- oder gruppenpsychologische Bewegungselement, das seine eigenen Dynamiken entfaltet und gewissermaßen über sich hinaustreibt, sehr stark aufgedrängt. Die 68er-Bewegung speiste sich im Ganzen sogar mehr aus subjektiven Bewusstseinszuständen oder aus hypochondrischen Unglücksgefühlen als aus objektiven gesellschaftlichen Zuständen.

Natürlich gibt es eine Reihe handfester sozial- und kulturhistorischer Triftigkeiten, warum es in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren zu einem großen sozial-kulturellen Umbruch in den Nachkriegsgesellschaften gekommen ist und kommen musste. Aber dieser aktivistische Überschuss, der binnen kürzester Zeit über alles weit hinaustrieb, was man an Protestformen längst zur Hand hatte und was die realen politischen und sozialen Konfliktlagen hergaben – und das ja nicht nur in Westdeutschland –, dieser Überschuss lässt sich meines Erachtens nur aus einer tiefgreifenden mentalen Auseinandersetzung zwischen der Kriegsgeneration und der ersten Nachkriegsgeneration erklären. Das ist die Grunddynamik aller dieser „68er“-Bewegungen gewesen. Selbst in China: Die Roten Garden, die dort im Namen des greisen Übervaters Mao ihre eigene Vätergeneration, also die jungen Kader des Langen Marschs und Gründergeneration der Volksrepublik, plötzlich als Opportunisten, Revisionisten und so weiter an den Pranger stellten oder sadistisch um die Ecke brachten, haben sich auf eine brutale Art als diejenigen inszeniert, denen die Zukunft gehört und die dafür die korrupte Vätergeneration zu eliminieren haben.

In Deutschland war dieser Konflikt natürlich noch einmal ganz spezifisch geprägt, und musste es auch sein. Überhaupt fällt ja auf, dass es (abgesehen von China und von den USA) gerade jene drei Länder, die 1945 besiegt werden mussten – Japan, Italien und Deutschland – wa-

ren, in denen die 68er-Bewegung die größte existentielle Radikalität entwickelt hat, besonders dann in Formen des Terrorismus der siebziger Jahre.

Im Roten Jahrzehnt findet sich Ihr Hinweis auf einen der letzten Stammheim-Texte von Ulrike Meinhof, wo sie von der totalen Ortlosigkeit ihrer selbst und ihres Widerstandes spricht. Sie sagen, dass sei eine sehr typische Selbstbeschreibung der RAF: Sich selbst als radiale Außenseiter darzustellen, als Fremdkörper, die dann in einer Geste der reinen Tat, der Grenzüberschreitung, des Sich-vollständig-nach-aussen-Stellens, etwas bewirken wollen.

Diese Zeit- und Ortlosigkeit war etwas, das Peter Brückner seinerzeit sympathetisch aus den Texten der Meinhof herauslas und aus dem er die besondere Affinität der RAF zu den palästinensischen Gruppen diagnostizierte, halb kritisch, halb affirmativ. Eine andere Metapher ist die der weißen Blätter, auf die man, wie Mao sagte, die schönsten Schriftzeichen malen könne... Wir waren auch solche „weißen Blätter“. Für mich kreist dieses Syndrom um das, was Norbert Elias die Erschütterung der „Wir-Schicht“ der Gesellschaft genannt hat, eine Erschütterung, die in Deutschland natürlich besonders elementar war. Nicht nur die Verbrechensgeschichte, auch die Niederlagengeschichte des Dritten Reiches war ja eine tiefe Kränkung des eigenen Selbstbildes. Daher war die Auseinandersetzung damit auch keineswegs nur moralisch motiviert, sondern berührte zunächst einmal das eigene Selbstbild. Das erzeugte den Impuls einer radikalen Abnabelung von der Generation der Eltern oder der Älteren, die damit identifiziert und bald auch als die „Generation von Auschwitz“ bezeichnet wurde.

Diese Bewegung des radikalen Abnabelns war tatsächlich sehr existentiell. Aber hier lagen zugleich auch die Fallen einer narzisstischen Selbstüberhebung. Denn indem wir die „Bestie“ in Schach hielten, waren wir auch gleich sehr bedeutend. Ich habe das entsprechende Kapitel im *Roten Jahrzehnt* unter einen Ausdruck von Hannah Arendt gestellt: *Felix Culpa*. Wir steckten uns eine Feder dafür an den Hut, dass wir jetzt die guten Deutschen waren, die die den Schoss, der (nach Brecht) noch fruchtbar war, verstopften oder trocken legten (lauer peinliche Metaphern), obwohl wir selber aus ihm gekrochen waren. Das war sehr früh auch ein gewisser Größentrip, ein aus der Negation gezogenes moralisches Kapital, mit dem wir uns selber ausstatteten.

Allerdings war dabei auch ein anderes Element mit im Spiel, nämlich das apokalyptische Gefühl „Es ist alles noch da, liegt ganz dicht unter der Decke, verschlingt uns, wir sind eine kleine radikale Minderheit, man will uns vernichten...“ Dass das Hybride und Apokalyptische so

untrennbar beieinander lagen, kennzeichnete die ganze, etwas hysterische Bewusstseinslage dieser bundesdeutschen politischen Generation von 1967/68.

Der Terrorist, die Terroristin allerdings vollziehen einen weiteren Schritt. Er oder sie setzte sich in einer Art und Weise „außerhalb“, die radikaler war als die jener, die eben nicht in den Untergrund gingen.

Ja, das war die unerträgliche Spannung, die jeder im aktivistischen Bewegungskern fühlte: Wenn man die Gesellschaft so empfand und analysierte, wie das damals geläufig war, dann musste man doch „etwas tun“. Aber vielleicht war es auch eher umgekehrt: Diese ganzen Theorieaufgebote zur Analyse der Gesellschaft dienten auch dazu, eine Lücke zu stopfen, die man selber schon existenziell gerissen hat. Wir mussten dieses generationelle Grundgefühl, von dem ich eben sprach, nun auch unterfüttern, untermauern, wir mussten uns theoretisch wappnen, um überhaupt Boden unter die Füße zu kriegen. Ich bin Marxist, also *bin* ich, weil ich in einer großen und gewichtigen geschichtlichen Kontinuität stehe – während mich in dieser falsch gepolten Gesellschaft, die ja schon zur Mediengesellschaft und zur hedonistischen Gesellschaft wurde, die unerträgliche Leichtigkeit des Seins sonst davon wehte. Um unserer Existenz Gewicht zu geben, mussten wir also versuchen, uns durch „Bewusstwerdung“ (das Zauberwort dieser Jahre) historisch rückzuversichern, gewissermaßen zu „erden“, und zugleich in Kontakt mit der Welt da draußen zu setzen, die einen kurzen, halluzinatorischen Moment lang tatsächlich als eine „Dritte Welt“ erschien, die den Kampf der Verdammten dieser Erde gegen die imperialistischen Metropolen aufnahm. Und wir waren diejenigen, die zu dieser draußen, in Vietnam und auf allen Kontinenten heroisch kämpfenden Welt in einen direkten, wenn auch nur ideellen Kontakt traten, jene, die den Kampf im Innern der Metropolen, in der „Brust der Bestie“ führten, wie Che Guevara sagte.

Als selbsternannte Fremdkörper.

Als selbsternannte Fremdkörper in einem auf reaktionäre Weise gleichgeschalteten gesellschaftlichen Gewebe. Die Theoreme Marcuses oder Adornos, wonach in der spätkapitalistischen Gesellschaft die Unterdrückung in den Individuen selbst verankert ist, waren ja noch immer sehr verbreitet, als Vorstellung einer totalen Manipulation und einer autoritären Gesellschaft, die auf „autoritären Persönlichkeiten“ beruhte. Schon der ursprüngliche Begriff der „antiautoritären Bewegung“ ging von einer universellen Selbstunterdrückung aus, die es als erstes zu überwinden

galt. Folglich musste man sich als Revolutionär zuerst einmal selbst revolutionieren, wie Dutschke sagte, bevor man die Revolution machen konnte. Und dann schienen diejenigen natürlich die revolutionärsten, die am konsequentesten alle Brücken hinter sich abbrachen und sich auf einen Weg ohne Wiederkehr in den „Untergrund“ begaben.

In diesem Sinne war eine existenzielle Getriebenheit das Primäre beim Übergang zum Terrorismus. Das heißt, bevor man eigentlich wusste, was man dort machen würde, war das „Abtauchen“ selbst schon der erste und entscheidende Schritt, von dem ein verführerischer Sog ausging. Jeder dritte Film handelt ja eigentlich auch von einer Tat, nach der es kein Zurück gibt. Der Terrorismus hatte insofern etwas Filmisches; man spielte selber in einem Live-Film, einem Reality-Play.

Filme lieferten für 68er auch oft die Vorbilder.

Ja, allerdings war für mich der Schlüsselfilm Alain Resnais' *La Guerre est finie*, was einen sehr bizarren ironischen Hintersinn hat. Das ist jener Film nach einem Drehbuch von Jorge Semprun, in dem Yves Montand einen spanischen Kommunisten spielt, der von seiner Partei wieder über die Grenze geschickt wird, ins franquistische, nachfaschistische Spanien der 60er Jahre, und er weiß schon, die Sache ist eigentlich verloren, und die von der Partei wissen's auch, aber er geht als treuer Parteisoldat in diesen Kampf, und seine schöne Frau wie seine junge Geliebte lieben ihn nur umso mehr. Diesen Todestrip eines kommunistischen Parteisoldaten habe ich mir tatsächlich als Vorbild genommen – eben im Sinne des existenziellen Überschreitens einer Grenze. Nur war das in meinem Falle eben keine „Bonnie & Clyde“-Story oder kein Belmondo in „Außer Atem“ wie bei Baader oder Ensslin, sondern Yves Montand als ernster, dem Tod oder Gefängnis ins Auge schauender Kader.

Sie betreiben eine sehr dezidierte und bestimmte Art der Dekonstruktion des RAF-Mythos im Sinne von genau Hinschauen – das ist auch das Geschäft von Historikern. Ihr Versper, Ensslin, Baader-Buch heißt im Untertitel: „Urszenen des deutschen Terrorismus“. Das Wort „Urszenen“ ist wiederum eine psychoanalytische Kategorie, und das wirkt gleichzeitig auch wie ein Signal – ich kann „Ursprünge“, „Anfänge“ oder „Anfangsdynamiken“ enthüllen, indem ich genau in diese Beziehungsgeflechte hineinschaue.

Das war zweifellos der Versuch, so etwas wie eine Urszene zu finden, zunächst im Sinne einer Initiations- und Anfangsszene. Genau genommen habe ich sie nicht gefunden, eher eine Kette

von Schlüsselszenen. Natürlich war der 2. Juni 67 – mit der Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg durch einen hysterisierten Polizisten – für uns alle eine solche Urszene: „*Sie*“ (die alten Herrschenden) hatten erstmals wieder auf „*uns*“ (*die jungen Rebellen*) geschossen! Diese Phantasie von Notstands- gleich „NS-Gesetzen“, von einem drohenden „neuen 1933“, stand sofort im Raum, obwohl ich die vielfach kolportierte Szene mit Gudrun Ensslin sehr bezweifle, nach der sie schon am Abend dieses Tages zum bewaffneten Widerstand gegen die „Generation von Auschwitz“ aufgerufen haben soll.

Dann gab es die Frankfurter Kaufhaus-Brandstiftung von Ensslin, Baader und zwei andern im April 1968, die schon etwas von einem ersten Akt des Alle-Brücken-hinter-sich-Abbrechens hatten. Trotzdem gehörten auch diese Aktionen noch eher zur Berliner Happening-Kultur. Die Brandstifter standen selber, nehme ich an, etwas fassungslos vor diesen Riesenbränden, die sie dort gelegt hatten, denn das sollten ja noch eher symbolische Fanale des Protestes sein. Dann gab es das „Knastcamp“ in Ebrach im Sommer 1969: Einige tausend APO-Aktivistinnen hatten irgendwelche Verfahren am Hals, und viele machten schon ihre Pläne, sich nicht zu stellen, wenn sie dran kämen. So fuhr dann der Oberkommunarde Dieter Kunzelmann mit einer Handvoll anderer, die später in den Terrorismus überwechseln, wie Georg von Rauch oder Ina Siepman, nach Palästina, in ein Fatahl-Lager, aber noch keinem klaren Ziel folgend, sondern eher wie im Blindflug. Schließlich im Frühjahr 1970: da wird Andreas Baader, der eine Reststrafe absitzen soll, in Berlin geschnappt, und Gudrun Ensslin beschließt: Sie muss ihn rausholen und notfalls auch rausschießen. Und also bildet sie ein Befreiungskommando, und dann liegt auch schon der erste Beinahe-Tote im Raum. Und dann sind sie auch schon auf der Flucht und nennen sich „Rote Armee Fraktion“.

Das ist diese innere Dynamik, von der Sie gesprochen haben. Doch kommen wir nochmals zum Begriff der „Urszene“, einem Begriff wie gesagt aus der Psychoanalyse. Es geht hier um Familiensituationen, Beziehungsgeflechte – man hat Ihnen den Vorwurf gemacht, da werde die ganze RAF-Geschichte in Beziehungsdynamiken aufgelöst, familiarisiert, das sei gleichsam die falsche Erklärungsebene.

Ich bewege mich ja nicht nur auf der Ebene der individuellen Familiengeschichten. Der einzige, der den von allen phantasierten Nazi-Übervater wirklich hatte, war ja Bernhard Vesper. Und Vesper war genau der, der nicht in der Lage war, den Schritt in den Untergrund zu machen, sondern ihn nur in einer Art Parallelbewegung im Kopf mitvollzog. Das hinterlassene Fragment

Die Reise hätte zwar auch mit einem Aufruf zum bewaffneten Kampf enden sollen, wenn es je fertig geworden wäre – aber es ist nicht und wäre auch nie fertig geworden. Vesper versank stattdessen in den Strudeln seiner Familien-Biographie, die in ihm tief drin saß.

Bei den anderen handelt es sich hingegen um den neurotischen deutschen Familienroman im Größeren. Dieser Freudsche Begriff meint ja, dass der Neurotiker versucht, sich eine eigene Vorgeschichte zurechtzufabulieren, so wie sie seinem psychischen Bedürfnis entspricht. In dieser Weise findet in den 60er Jahren auch eine neurotische Konstruktion der kollektiven deutschen Familiengeschichte statt. Man hat davon gesprochen, dass es ein besonderes „Ineinander“ der Kriegs- und der Nachkriegsgeneration gegeben habe, d.h. dass die Kinder versuchten, in die Kriegsgeschichte ihrer Eltern einzudringen, um sie sich selber zurecht zu legen. Doch just vor der unerträglichen Spannung, sich das, was damals geschah, ad personam vorzustellen, im Einzelnen nachzufragen, flüchtete man sich lieber in eine neurotisch konstruierte und theoretisch gepanzerte Gesamtgeschichte.

Ich behaupte, dass ab 1968 die Eltern *weniger* befragt wurden, sondern dass stattdessen versucht wurde, alles in eine große ideologische Gesamtfigur zu bringen. Indem man den Nationalsozialismus mit allen Biographien und Verstrickungen in eine Faschismustheorie und diese in eine Kapitalismustheorie auflöste, löste sich das Ganze in eine psychologisch viel handhabbarere Geschichte auf. Es gab jetzt die „Herrschenden“ und die „Unterdrückten“, es gab „Sieger“ und „Besiegte“. Die Kränkung, die aus der der im besten Falle unheroischen, im schlimmsten Falle verbrecherischen Geschichte der Eltern herrührte, die auch eine Kränkung des eigenen Selbstbildes war, wurde in einer pauschalen und aggressiven Abwehr gegenüber der „herrschenden Gesellschaft“ ausagiert. In diesem Prozess der radikalen Abnabelung konnte man sich dann selbst neu erfinden. Diese innere Triebkraft des eigenen Agierens war einem selbst nicht bewusst, sondern das waren eben die unbewussten Anteile unserer Generationsgeschichte.

Auch bei Bernward Vesper ist die Rede vom „Hitler in mir“ und sein ostenatives Leiden am toten Nazi-Vater nicht frei von stilisierenden Elementen.

Nein. Mal kokettierte er mit seinem Nazi-Vater, und mal hat er ihn peinlich berührt verschwiegen, je nachdem, mit wem er zu tun hatte. Aber er verstrickte sich immer mehr in seine eigene Biographie, und zwar gerade über die unauflösbare libidinöse Bindung an den Vater und an das väterliche Gut, das wie eine vormoderne Trutzburg in der Landschaft der Bundesrepublik lag. Diese Kindheits- und Jugendgeschichte Vespers hat einen Zug trügerischer Überdeutlichkeit,

in dem Sinne, dass sie für die 68er-Rhetorik überaus passend war. Nur, bei ihm war sie wirklich wahr, saß das alles tatsächlich tief drin, und er versuchte diesen Teil seiner Biographie gewaltsam abzustößeln. Diese generationelle Grundbewegung des Abstoßens kann man bei ihm sehr deutlich studieren. Und darin liegt die ganze spätere Wirkung seines Buches.

Sie zitieren im Roten Jahrzehnt das Flugblatt der RAF nach dem Anschlag in Heidelberg 1972: Da wird in einem Atemzug auf „Auschwitz, Dresden und Hamburg“ verwiesen, und das liest sich heute noch viel – irritierender als vielleicht damals. Sie schreiben wohl zu Recht von einem „tief nationalen Ton“, der hier auftaucht. Was ist das zutiefst Nationale, vielleicht auch konservativ Nationale gewesen am Terror der RAF?

Das Flugblatt stammte wohl von Ulrike Meinhof, und die kam ja aus der alten KPD, wo es immer schon diese leicht revanchistische Rhetorik vom „Bombenterror der Alliierten“ gab, eine nationale Deckrhetorik, die auch in der DDR gepflegt wurde. Aber mit der RAF kommen dann noch andere Elemente mit hinein. Man könnte etwa aus der kollektiv verfassten 200seitigen Stammheimer Prozessklärung zitieren, wo die Deutschen als „Kolonisierte“ dargestellt werden, die durch die Umerziehung ihre Identität verloren hätten. Gerade darin sieht sich die RAF unmittelbar an der Seite der Unterdrückten der Dritten Welt. „National“ darf man hier nicht in einem engen Sinne verstehen, denn die RAF, aber auch die anderen Strömungen, verstanden sich in der überspanntesten Weise auch als Teil einer Weltguerilla. „Rote Armee Fraktion“ bedeutete: Wir sind eine Fraktion einer ideellen, weltweiten Roten Armee. Dieser Hyper-Internationalismus mit seinen nationalen Untertönen war etwas sehr spezifisch Deutsches.

Bei Horst Mahler am Schluss allerdings überdeutlich.

Ja, bei Mahler geht es seit einigen Jahren nur noch um das unterdrückte und kolonisierte „deutsche Volk“. Aber das ist für ihn immer noch oder wieder der Vorkämpfer aller gegen das jüdisch-kapitalistische Weltsystem für die „eigene Art“ kämpfenden Völker. Ich denke, das ist in der deutschen Geschichte immer sehr leicht zusammengegangen. Der deutsche Nationalismus bestand ja gerade darin, die Deutschen zum „Weltvolk“ schlechthin zu erklären. Die anderen waren, wie Fichte schon über die revolutionären Franzosen und auch über die Juden gesagt hat, „Separatisten des Menschengeschlechts“. Wir Deutschen dagegen waren das „Urvolk“, die neuen Griechen, das universale Volk schlechthin. Diese Weltvolks-Rhetorik findet sich am reinsten in der deutschen Weltkriegspropaganda nach 1914. In diesen Traditionen kann man auch die irritierende Mischung der RAF-Erklärungen verorten. „Hiroshima, Dresden, Hamburg“ sollten die Ar-

gumente liefern, um zu sagen, dass auf der Basis der Niederschlagung des deutschen und japanischen Faschismus die USA jetzt mit viel modernen faschistischen Methoden ihre eigene, noch totalere Weltherrschaft angetreten hätten.

Gibt es heute, unter dem Zeichen „Mythos RAF“, eine Art Wiederaneignung der RAF, im dem Sinne, dass man den ehemaligen Fremdkörper als Eigenes anerkennt? Vielleicht ist das auch die falsche Metaphorik: Vielleicht ist diese Dichotomie zwischen „fremd“ und „eigen“ insofern schief, als die Analyse in die Richtung gehen müsste, ein problematisches Eigenes so, wie Sie es tun, als Teil einer ganzen Generation zu verstehen und nicht als Fremdkörper zu hypostatisieren, weil das eher der Selbstidealisierung gewisser Gruppen entspräche. Doch wie auch immer: Passiert zurzeit eine Wiederaneignung der RAF als Teil der eigenen nationalen Geschichte?

Ich kann das nicht auf einen klaren Nenner bringen. Die RAF, die Wirkungsgeschichte der RAF, spielte und spielt ja auf einer ganzen Reihe von Klaviaturen. Es gibt zunächst natürlich den ganz allgemeinen Effekt, dass der Outcast noch stets die Sympathien vor allem jugendlicher Beobachter auf sich zieht; und die RAF war ja nun wirklich die radikalste Outcast-Position, die man einnehmen kann: „Wir stehen einer erdrückenden Übermacht gegenüber, aber wir ziehen das durch bis in die allerletzte Konsequenz hinein“ – das hat etwas Anziehendes, obwohl oder weil man in diesen nibelungenhaften Untergängen auch etwas sehr Deutsches sehen könnte. Dazu kamen diese pittoresken Stilelemente, die die „erste Generation“ der RAF noch hatte; ihre Nachfolger dann allerdings überhaupt nicht mehr, die waren ja umso gesichtsloser.

Aber schon zu Lebzeiten überstieg die symbolische Wirkung der RAF ja jede reale Wirkung oder Bedeutung, allein schon durch diese Selbstdeklaration, die nicht nur an die sowjetische Rote Armee erinnerte, sondern auch noch an die Royal Air Force. Indem die RAF in dieser bewussten oder bewussten Weise alle Bilder eines inneren Krieges evozierte, der ein Weltkrieg neuen Typs und zugleich ein Echo des gerade vergangenen Weltkriegs war, produzierte sie in den 70er Jahren zeitweise eine gesamtgesellschaftliche Hysterisierung, in der – aber das war schon ein Gedanke der ganzen 68er-Bewegung gewesen –, „die Schweinsteufel hervorkamen“, wie Mao gerne sagte, also die bürgerlich-reaktionäre Gesellschaft ihr „wahres Gesicht“ enthüllte.

Letztlich spitzte sich der ganze Kampf der RAF im Topos der „Vernichtungshaft“ zu, die angeblich an ihnen selbst exemplarisch exekutiert wurde: nicht mehr wie früher mit Kugeln oder mit Gas, sondern mit modernen, lautlosen, scheinbar sozialreformerischen Methoden, die alle nur dem Ziel der Auslöschung der revolutionären „Identität“ der Gefangenen dienten. Das war der

Zwangsgedanke, um den damals in diesen Kampagnen alles kreiste. Dieses ganze Rote Jahrzehnt von 1967 bis 1977, bis in den deutschen Herbst, war eine Zäsur in der Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik, nur ist dieser Spannungsbogen als handgreifliche soziale und politische Auseinandersetzung schwer fassbar. Es ist daher ganz normal, dass die Jüngeren jetzt versuchen, sich diese Geschichte noch einmal neu zurecht zu legen und teilweise auch neu zu erfinden.

Sicher wird es auch welche geben, die mit dieser Position der radikalen, existenziell ausgestoßenen Rebellen kokettieren. Vielleicht ist diese ganze RAF-Geschichte ja auf eine etwas beunruhigende Weise doch sehr modern, weil der leere Existenzialismus mit einem Lebensgefühl von heute wieder auf neue Weise zusammenstimmt: Die Welt geht ihren Gang, man ist scheinbar dem „Terror der Ökonomie“ und der Globalisierung, hilflos ausgeliefert, und dagegen gibt es nur noch eine existenzielle Position des Widerstandes. Das hat gerade unlängst Robert Menasse, sehr überraschend, in seinen Poetik-Vorlesungen hier in Frankfurt an die Wand gemalt: das globale Attentat des 11. September als Geste eines universellen Widerstandes. In dieser Weise kann man natürlich auch die Geschichte der RAF romantisierend neu besetzen. Aber vorläufig scheint mir das wenig mehr als ein intellektueller Gestus.

Zerbricht angesichts einer Analyse, wie Sie sie über den Kommunismus im 20. Jahrhundert vorgelegt haben und wie Sie sie auch zur RAF ausarbeiteten, das linke Bewusstsein – oder genauer: Welches linke Bewusstsein zerbricht da?

Gefühlsmäßig sehe ich mich immer noch als Linken. Man müsste allerdings neu bestimmen, was das positiv heißen soll. So viel ist jedenfalls klar: Nur durch eine schonungslose Kritik und ein vertieftes Verständnis aller Irrwege und aller Verbrechen, die sich aus ursprünglich linken Motiven gespeist haben, könnte man zu einem neuen, tragfähigen Begriff kommen.

Wenn Sie sagen, wir können Gesellschaften nicht vollständig in einer bestimmten Art und Weise reinigen, homogenisieren, sondern es braucht Diversität und es gibt Widersprüche, die bleiben - wäre das nicht eine liberale Position?

Durchaus. Sobald allerdings ein absolut gesetzter „Liberalismus“ daraus wird, in dem der „Markt“ zur Achse und Metapher des gesellschaftlichen Lebens überhaupt wird, enthält das die höchst ideologische Vorstellung eines sich selbst regelnden „freien Spiels der Kräfte“, das letzten Endes nur sozialdarwinistisch funktionieren kann. Zu den nach beschränkten Gesichtspunkten agierenden Kapitalgesellschaften und Privatproduzenten muss es schon starke Gegenpole geben,

ein demokratisches System von institutionellen und gesellschaftlichen *checks and balances*. Eine menschliche Gesellschaft besteht schließlich aus mehr als der Produktion von Waren und Dienstleistungen. Begriffe wie „Arbeit“, „Wachstum“, „Rendite“ sind leere Begriffe, die einer eigenen Tonnenideologie folgen. Eine fortgeschrittene, menschenwürdige Gesellschaft muss sich schon eigene qualitative Ziele setzen und im übrigen jeden Tag komplexe Akte des Ausgleichs vollführen, um lebenswert und um sozial im Lot zu bleiben.

Darf ich Sie zum Schluss fragen: Was ist Ihr neues Projekt? Woran arbeiten Sie gegenwärtig?

Ich habe gerade ein Buch abgeschlossen, das im Herbst 2005 erscheinen wird: *Der Russland-Komplex – Die Deutschen und der Osten 1900-1945*. Das ist ein Versuch, anschließend an meine langjährige Mitarbeit am erwähnten Projekt des 1997 verstorbenen Lew Kopelew zur Rekonstruktion einer *longue durée* der gegenseitigen deutsch-russischen Wahrnehmungen, sowie auch auf Grundlage eigener Forschungen in diesem Feld, den spezifischen „Nexus“ der Geschichte beider Länder in der Periode der Weltkriege des 20. Jahrhunderts zu erfassen. Es geht letztlich darum zu fragen, wie die Geschichte des Bolschewismus in Russland und des Nationalsozialismus in Deutschland realgeschichtlich zusammenhingen und aufeinander wirkten. Das ist auch eine sachliche Falsifizierung der naiven, rein ideologiegeschichtlichen These Ernst Noltes vom „kausalen Nexus“, die freilich ganz den herkömmlichen Thesen der Linken entsprach und sie nur in ihren Wertungen auf den Kopf stellte: nämlich dass der Nationalsozialismus wesentlich als konterrevolutionäre Bewegung ein Produkt der elementaren Angst des deutschen Bürgertums vor dem Bolschewismus gewesen sei. Mich haben umgekehrt gerade die vieldeutigen Faszinationen der deutschen Rechten gegenüber den Entwicklungen im bolschewistischen Russland beschäftigt, von den Nationalrevolutionären und Leuten der „Konservativen Revolution“ über die „linken“ Nationalsozialisten bis zu den Militärs. Darüber hinaus geht es um das ganze, breite Feld der gesellschaftlichen und kulturellen Beziehungen und Entlehnungen auf der Achse Moskau-Berlin. Diese vielfältigen deutschen „Ostorientierungen“ war im übrigen nur die Kehrseite der tiefen Entfremdung Deutschlands vom Westen in dieser Weltkriegsphase. Das habe ich versucht, in ein zusammenhängendes Narrativ zu bringen – nicht als Gegenthese, eher als Gegenperspektive zum „langem Weg nach Westen“ (H.A. Winkler), der ja widersprüchlich genug verlaufen ist.

Das Buch, für das ich aktuell recherchiere, wird sich mit der Che-Guevara-Epopöe in ihren lateinamerikanischen und globalen Verflechtungen beschäftigen. Diese Geschichte beschreibt ja

einen Schnittpunkt zwischen den alten kommunistischen Bewegungen im Umfeld des sowjetischen Machtblocks und den neuen, linksrevolutionären Bewegungen in der Dritten Welt und in den Ländern des Westens, in denen der Kult des „Che“ als der einzig noch lebendige revolutionäre Personenkult seine Hauptbasis hatte. Diese Überschneidung will ich skizzenhaft auch an der Figur der in Bolivien 1967 gefallenen Tamara Bunke als einer politischen Generationsgenossin entwickeln, die ja aus der DDR kam und heute als „Tania la Guerillera“ zur Rechten Ches im Mausoleum in Santa Clara auf Kuba ruht, eine südamerikanische Heilige, die aber einer deutsch-jüdisch-russischen Familie entstammte. Dieses ganze donquichotische Unternehmen Guevaras, der der Simon Bolivar eines gegen die Yankees revolutionär vereinten Latino-America werden wollte, war ja das letzte große Abenteuer des Kommunismus im 20. Jahrhundert. Natürlich steht mein Projekt ein wenig auch im Zeichen der Fidel-Dämmerung und einer gewissen Renaissance des Guevarismus als eines Dritten-Welt-Mythologems.

Ja – und danach würde ich mich gerne noch einmal mit der eigentümlichen Symbiose von Literatur und Macht und mit der Intimität des Terrors in der Sowjetunion Stalins der 30er Jahre beschäftigen. Aber das ist im Moment noch eine Fata Morgana, ich weiß nicht, ob ich dafür die Zeit und die Mittel finde. Das Thema hat mich schon vor über 15 Jahren in den „*Grossen Gesängen*“ beschäftigt. Ich komme eben immer wieder auf meine alten Themen zurück, wobei ich versuchen möchte, mich diesem Sujet in einer noch freieren schriftstellerischen Form zu nähern, um etwas von dem durch und durch Shakespearehaften einzufangen, das in der Stalinära auf den eisigen Höhen der sowjetischen Gesellschaft um den Kreml herum herrschte. In den Salons der Mächtigen verkehrten eben auch die Künstler und Literaten, teils aus eigenen Faszinationen, teils aus elementaren Schutzbedürfnissen. Meine Schlüsselfigur wäre vielleicht Isaak Babel, der auf dem Höhepunkt der „Säuberungen“ 1937/38 im Hause des obersten Säuberers Jeshow verkehrte, gleichsam im Auge des Orkans, bevor er im Jahr darauf mit diesem zusammen als „französischer Spion“ verhaftet und hingerichtet wurde. Diese ganze Szenerie mit ihren Intrigen und Denunziationen, ihrem ideologisch sanktionierten Kannibalismus, überhaupt: diese völlig präzedenzlose Situation eines künstlerischen Arbeitens auf Leben und Tod anhand exemplarischer Einzelgeschichten auf Basis der neuerdings zur Verfügung stehenden Quellen näher zu beschreiben und mit den reichhaltigen, systematisch gewonnenen Erkenntnissen der jüngeren Stalinismusforschungen zu verknüpfen – das wäre mein lebensgeschichtliches Traumprojekt.